



# SARNER KOLLEGI CHRONIK

43. JAHRGANG 3/1981



## ABT ADALBERT REGLI

*dem Begründer von Muri-Gries-Sarnen zum hundertsten Todestag  
am 5. Juli 1981*

Abt Adalbert (Taufname Georg) entstammte dem großen Andermatt-Geschlecht der Regli und wurde im leventinischen Prato am 13. November 1800 geboren. Der arme Bauernsohn hätte, wie später Papst Johannes XXIII., von sich sagen können: «Die Armut hat mich von Kindheit an in ihre Arme geschlossen.» Nachdem die Familie nach Andermatt zurückgekehrt war, genoß Georg den Primarschulunterricht des weltoffenen Bergdorfes und besuchte die dortige Lateinschule der Väter Kapuziner, bis er Ende 1816 in die Klosterschule des Benediktinerstiftes Muri aufgenommen wurde. Die Schlichtheit des Bauern und die Zähigkeit des Berglers wird der spätere Abt nie verleugnen.

Die 1027 von den Habsburgern gestiftete Abtei Muri hatte ihre Existenz durch die Katastrophe der Helvetischen Revolution hindurchgerettet, 1803 von Napoleon, 1805 vom Großen Rat des neuen Kantons Aargau und 1815 vom Bundesvertrag ihren Fortbestand zugesichert erhalten und war nun daran, sich von den schweren Wunden, die sie an ihrem Bestand und Besitztum erlitten hatte, langsam, aber stetig zu erholen. War der Konvent von Muri ungebrochen durch den Wirrwarr der Ideen und Umwälzungen der Revolution hindurch gegangen, so besaß er doch die nötige Aufgeschlossenheit, den Forderungen der Stunde Rechnung zu tragen und sich gegenüber dem neuen aargauischen Staatsgebilde positiv einzustellen. Muri versprach, auch fürderhin der religiöse und kulturelle Mittelpunkt des Freiamtes zu sein. Die Einstellung Muris in den kirchenpolitischen Auseinandersetzungen war treu kirchlich, antiwessenbergianisch. Fromme Obere



sorgten ängstlich für den guten alten Geist des Hauses, der noch Muri Ruhm im Untergange blieb. Fortschrittliche Neuerungen wurden in Muri nicht im Sturme eingeführt.

Georg Regli trat am 9. Mai 1819 durch die Profeß mit dem Namen Adalbert dem Klosterverband von Muri bei, nachdem bereits ein Bruder von ihm Benediktiner in Einsiedeln geworden war (P. Pius Regli, 1792—1882). Die Erziehung des klösterlichen Nachwuchses oblag damals dem Subprior P. Beat Fuchs (1777—1853), einem feingebildeten Ordensmann, in dem noch viel vom Geiste der großen Benediktiner der Vorzeit lebte. Von nicht geringem Einfluß auf die Bildung des jungen Klerikers war die Person des letzten Sankt Galler Fürstabtes Pankraz Vorster (1753—1829), der seinen Lebensabend von 1819 bis 1829 in Muri verbrachte. Adalbert empfing vom einstigen Fürsten Unterricht in Mathematik, für die er besondere Begabung besaß. Priester geworden, gewann P. Adalbert noch tiefern Einblick in die Tragik des geprüften Mannes und wurde weise für später. Aber trotz der Ähnlichkeit der Schicksale beider Männer sind die Verschiedenheiten doch größer: Pankraz, der Sohn einer schweizerischen Offiziersfamilie in Neapel, wuchs in den Vorstellungen des Ancien Régime heran und sah noch den fürstlichen Glanz des barocken Sankt Gallen. Adalbert entstammte einer armen innerschweizerischen Bauernfamilie; als er in Muri eintrat, war die Fürstenwürde des Abtes nur noch eine Erinnerung. Pankraz war Legitimist, Adalbert Realpolitiker. Der Geist, mit dem beide ringen mußten, war der gleiche, nur daß er in Sankt Gallen hinter der Kabinettspolitik versteckt war, während er im Aargau in offener Gewalt sich zeigen wird. Pankraz sah sein Kloster in keinem Neu-Sankt-Gallen weiterleben, Adalbert wird sterben, umgeben von Mönchen, so zahlreich sie Muri nie gesehen hatte.

Nach der Priesterweihe am 18. Dezember 1824 wurde P. Adalbert als Lehrer an der Klosterschule angestellt, über deren Stand und Leistung der Kantonsschulrat im gleichen Jahre dem Abt seine höchste Zufriedenheit ausgesprochen hatte. P. Adalbert unterrichtete in Philosophie und Theologie. 1830 erfolgte die Ernennung zum Unterpfarrer von Muri. Die noch erhaltenen Predigten aus dieser Zeit verraten nicht den großen Kanzelredner, wohl aber den frommen, prak-



*Adalbert Abt von Muri*

*Abt Adalbert Regli um 1840*

Wachsbossierung von Josef Gregor Heuberger von Rapperswil. — Darunter Faksimile der Unterschrift des Abtes vom Januar 1847. Benediktiner-Priorat Sarnen



tischen Seelsorger. Die zwei dicken Bände eines *Allgemeinen Geschlechts- und Stammregisters* der Pfarrei Muri zeugen vom Fleiß und der Arbeitskraft P. Adalberts. Mehr als die hinreißende Initiative lag ihm die pflichttreue, selbstlose Arbeit.

Aber kaum hatte sich P. Adalbert in die Seelsorge eingelebt, da berief ihn der Abt 1833 in die Kanzlei der Klosterverwaltung. Im November 1835 ernannte er ihn zum Statthalter. Der Abt hätte gut daran getan, ihn schon 1831, nach dem Tode von P. Meinrad Bloch (1762—1831), mit diesem wichtigen Posten zu betrauen. Hier liegt denn auch die schwache Seite des Abtes Ambros Bloch (1768—1838, Abt seit 1816): Mißtrauen gegen die jüngern Konventualen und andere Alterserscheinungen hemmten die Entschlußkraft des sonst guten Mannes und gaben Anlaß zu Kritik.

Hatte sich der aargauische Staat in der Restaurationszeit mit einem erträglichen Oberaufsichtsanspruch über Oekonomie und Schulen der Klöster begnügt, so wagte sich seit der neuen Verfassung von 1831 eine immer radikalere Kulturpolitik der egalitären Ausschließlichkeit und Gewalt an die Öffentlichkeit. Der Radikalismus hatte es auf die Vernichtung der Klöster abgesehen; die Gründe dafür lagen einzig in den in der Aufklärung wurzelnden materialistischen Dogmen und Begehren der Radikalen. Diese maßten sich über Kirche und Mönchtum unfehlbare Urteile an und waren mit Zschokke der Ueberzeugung, daß dieses «dem Leben und Streben des Jahrhunderts immer mehr absterbe». Eine Reihe von klosterfeindlichen Maßnahmen ließ das Ziel klar erkennen. Von 1831 an durften keine Novizen mehr aufgenommen werden; als Scheingrund wurde die unabgeklärte materielle Lage der Klöster vorgegeben. Im Frühjahr 1834 ließ der Große Rat ein kleinlich genaues Inventar über das Klostervermögen aufnehmen. Bei der nach Muri entsandten Kommission befand sich auch Heinrich Zschokke. Kanzleidirektor P. Adalbert vermochte durch seine Ruhe und Verständigkeit die Achtung und Zuneigung des aufgeklärten Schriftstellers zu gewinnen, ohne einen Proselyten aus ihm zu machen.

1835 wurde der Klosterschule, die damals vierzig Schüler zählte, der Todesstoß versetzt. Das Kloster unterließ nichts, seine alte Schule dem neuen Schulgesetz anzupassen, wurde aber in Aarau gegen

den ausdrücklichen Willen der Gemeindebehörden des Bezirkes Muri abgewiesen. Schon 1831 hatte Augustin Keller strenge Ueberwachung des klösterlichen Bildungswesens durch den Staat gefordert. Das Mißtrauen der radikalen Politiker gegen die Klosterschule darf nicht verwundern, hatte doch 1832 im Großen Rat Dr. K. L. Bruggisser sogar die Kantonsschule des «Jesuitismus» verdächtigt.

Ausgehend von der Auffassung, daß Klosterbesitz mittelbares Staatsgut sei, wurde Ende 1835 das Kloster durch einen staatlichen Verwalter bevormundet. Der alternde Abt Ambros begab sich ins Exil, um seine Person in Sicherheit zu bringen. Nach Muri wurde ein Reformierter als Verwalter geschickt. Dieser, Rudolf Lindenmann von Fahrwangen (1808—1871), zeichnete sich durch Uebereifer und Rücksichtslosigkeit aus. Die kommenden Jahre waren eine wahre Leidenszeit für den Konvent. Statthalter P. Adalbert trat mit Konsequenz und Entschiedenheit, aber auch mit stets gleicher Geduld und Vornehmheit den Zumutungen des Verwalters entgegen. Seine Selbstbeherrschung und Besonnenheit bewahrten ihn vor unklugen Schritten. Keiner im Kloster besaß eine so ausgedehnte Kenntnis der Rechtslage und Geschichte des Stiftes. Nie erschien er in der Kapitelsversammlung, ohne ein Konzept des zu beratenden Schreibens vorzulegen. Wenn die Meinungen der Kapitularen auseinandergingen, wies er besonnen den Weg der klugen Mitte. P. Adalbert arbeitete buchstäblich Tag und Nacht für sein bedrängtes Kloster. Er trug die Materialien für die «Vorstellungen» und «Rechtfertigungen» zusammen, welche Karl Müller-Friedberg (1783—1863), der in Konstanz lebende Sohn des sanktgallischen Kantonsgründers, redigierte. Fürsprech Dr. Rudolf Feer (1788—1840) von Aarau war jahrelang P. Adalberts treuester Ratgeber; das Haus des edlen Protestanten stand dem Ordensmann zu jeder Zeit für Beratungen offen. In weltlicher Kleidung ging der Statthalter von Muri im Sommer 1836 nach Bern, um den Verhandlungen der Tagsatzung über die «Vorstellungen» der Klöster beizuwohnen. Und der Sinn all dieser Mühen? Es war schon viel erreicht, wenn die Zeitgenossen und die Nachwelt sich überzeugen konnten, daß die Klöster ihr heiliges Recht verteidigten.

Als Abt Ambrosius am 5. November 1838 in Engelberg starb, konnte das Kapitel nur mit schwersten Opfern eine Neuwahl erkau-



fen, indem die Regierung diese von der Auslieferung der deutschen Schuldtitel abhängig machte, welche der verstorbene Abt dem Antistes Friedrich Hurter in Schaffhausen zur Verwahrung übergeben hatte. Am 5. Dezember 1838 wurde P. Adalbert im ersten Wahlgang zum Abt gewählt. Bei der Bestätigung gab ihm die Regierung zu verstehen, daß er die Anerkennung seiner Wahl als Nichtkantonsbürger nur ihrer landesväterlichen Nachsicht zu verdanken habe. Die Wahl wurde allgemein als eine glückliche bezeichnet. Bei den Mitbrüdern galt P. Adalbert als tüchtig und bescheiden, beim Volk als fromm und liebenswürdig, bei der Regierung als versöhnlich und entgegenkommend.

Der neue Abt machte sich mit verdoppeltem Eifer und mit der gewohnten Umsicht und Sorgfalt an die schwierige Aufgabe. Ein neuer kräftiger Lebenswille durchpulste den klösterlichen Organismus. Abt Adalbert zeigte sich nicht nur als fähiger Mann, sondern war auch voll des besten Willens. Schon von Natur aus mehr zum Frieden als zum Kampfe geneigt, entschloß er sich als Abt zu einer neuen Taktik der Regierung gegenüber. Er verließ den bisher verfolgten strengrechtlichen Weg des Protestierens gegen die staatlichen Uebergriffe und suchte die radikalen Machthaber durch freundliches Entgegenkommen und persönlichen Kontakt von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung zu überzeugen. Wenn die Lage wirklich etwas gebessert wurde, so konnte Abt Adalbert dennoch den Zweifel nicht los werden, «ob es in dieser kritischen Zeit (konservativer Umschwung in Zürich und bevorstehende Verfassungsrevision im eigenen Kanton) nur zum Beschwichtigen sei». Tatsächlich wurden im Hintergrunde Pläne geschmiedet, die auf eine Auseinandersetzung des Konventes von innen her abzielten; nur politische Ueberlegungen verhinderten die Ausführung dieser Pläne.

Abt Adalbert wünschte auch die 1835 unterdrückte Klosterschule wieder erstehen zu lassen und war bereit, auf eigene Kosten eine Bezirksschule zu leiten. Selbst radikale Politiker unterstützten ihn auf ihre Art. Der Abt kam bis an die Grenze des Möglichen entgegen, erhielt aber von Aarau nie eine offizielle Antwort. Inoffiziell wurde offenbar, daß die Verhandlungen an den Bedenken scheiterten, das Kloster biete zuwenig Garantie gegen «schädliche Einflüsse», das heißt gegen den Geist des «Jesuitismus» und «Ultramontanismus».



*Abt Adalbert Regli unter dem Schutzmantel der Madonna*

Oelgemälde 1874 von Melchior Paul von Deschwanden von Stans, einem Freund des Abtes Adalbert. Benediktiner-Abtei Muri-Gries



Im Januar 1841 kam, was Abt Adalbert «lange schon befürchtete, jedoch nie recht glauben oder sicher erwarten konnte»: die Aufhebung des Klosters. Die im Zusammenhang mit der Verfassungsrevision nach der provokatorischen Verhaftung des Bünzlerkomitees entstandenen Unruhen im Freiamt wurden den Klöstern, vor allem Muri als «dem offenbaren Hauptsitz der Reaktion», zur Last gelegt. Am 13. Januar hob der Große Rat auf den mit maßlosen Entstellungen und Uebertreibungen vorgebrachten Antrag Augustin Kellers alle Klöster des Kantons auf. Das Urteil wurde ohne Untersuchung und Schuldnachweis gefällt und nicht ohne Härte mitten im Winter vollzogen. Abt Adalbert wies jede Anschuldigung mit Würde zurück und wich der Gewalt. Schon ruhig zuschauenden Zeitgenossen schien eine Verschwörung der Klöster höchst zweifelhaft. Die heutige Forschung stellt es als «unumstritten und gesichert» hin, «daß die Klöster keine Schuld an dem Aufstande tragen» (E. Vischer).

Der Konvent von Muri zählte bei der Aufhebung 37 Mitglieder, von denen mehr als die Hälfte Aargauer waren. Nach einem Urteil des klosterfeindlichen Bezirksamtmanns von Muri, Dr. Josef Weibel (1805—1865), das nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, «mußten die Konventualen von Muri samt und sonders als dem Kloster treu ergebene, moralisch gute, z. T. scrupulös-gewissenhafte Individuen bezeichnet werden». Es war des Abtes Trost im Unglück, daß keiner seiner Mönche in der Aufhebung einen erwünschten Weg zur Freiheit vom Joche der Regel erblickte.

Abt Adalbert begab sich zunächst nach Zug und wandte sich mit einer Eingabe an die Tagsatzung, den Garanten des Bundesvertrages, dessen Artikel XII durch den aargauischen Gewaltakt offensichtlich verletzt worden war. Die zum Teil von Augustin Keller verfaßte aargauische Staatsschrift, worin die Regierung ihre Maßnahme zu rechtfertigen suchte, verlangte eine Stellungnahme der Betroffenen. Abt Adalbert gewann den Schaffhauser Antistes und späteren Konvertiten Friedrich Hurter (1787—1865) für die Redaktion der Widerlegung und lieferte ihm die nötigen Unterlagen. Ueber dem kämpferischen Ton dieser Schrift darf die Sachlichkeit der Beweise nicht übersehen werden. Abt Adalbert ist auch Initiant des Hurterschen Werkes «*Die Befehdung der katholischen Kirche in der Schweiz*». — Hatte Abt

Adalbert schon von Anfang an wenig Vertrauen auf die Tagsatzung gehabt, so mußten alle Bemühungen um die Restitution der Klöster scheitern, als die rechtliche Angelegenheit zu einer konfessionellen und politischen Machtfrage wurde. Die Tagsatzung vom 31. August 1843 verabschiedete mit einem Kompromiß den verhängnisvollen Gegenstand, der zu einem Prüfstein der Geister des Jahrhunderts wurde.

Schon im März 1841 trat die Regierung von Obwalden mit Abt Adalbert in Unterhandlung wegen Uebernahme des Sarner Kollegiums, einer Gründung aus dem Jahre 1752. Am 16. Oktober 1841 kam der Vertrag zustande, der die Grundlage der Zusammenarbeit zwischen dem Kanton Obwalden und der Abtei Muri-Gries geworden ist.

Der Gedanke an eine Berufung des Muri-Konventes nach Oesterreich geht in den Januar 1841 zurück. Und schon am 26. August dieses Jahres beschloß Kaiser Ferdinand die Schenkung des ehemaligen Chorherrenstiftes Gries bei Bozen an die heimatlosen Murensen. Es war sowohl ein Akt dynastischer Pietät des Hauses Habsburg gegen die Stiftung und Grabstätte seiner Vorfahren als auch der diplomatischen Berechnung Metternichs, der dadurch die Schwäche des österreichischen Intervention auszugleichen suchte. Die Mitteilung an Abt Adalbert erfolgte aus politischen Gründen erst im September 1843. Mit Zustimmung aller Mitbrüder begann der Abt die Verhandlungen mit dem Heiligen Stuhl und Metternich. Kirchenrechtlich wurden die neuen Verhältnisse so geregelt, daß Adalbert seine Rechte als Abt von Muri stets zu wahren habe und daß Gries als Priorat der Abtei Muri inkorporiert wurde. Im Sommer 1845 zog Abt Adalbert mit einem Teil des Konventes nach Gries. Das Kollegium in Sarnen, das im Herbst 1841 die «Wiege der Wiedervereinigung» geworden war, blieb das Bindeglied zwischen Heimat und Fremde.

Wohl gab Abt Adalbert den *animus redeundi* nicht auf, aber er war doch Realist genug, um einzusehen, daß in absehbarer Zeit an eine Rückkehr nach Muri nicht zu denken war. Der Ausgang des Sonderbundskrieges verschlechterte die geringen Aussichten. Abt Adalbert war ohnehin nicht der Mann, der tatenlos über erlittenes Unrecht nachträumte; er war fähig, den Staub von den Füßen zu schütteln und das Unwesentliche dem Wesentlichen zu opfern. Er sah in der



Auswanderung nach Gries «den Willen Gottes und das einzige Mittel, den Konvent von Muri fortzuerhalten». All seine Liebe und Sorge galt fortan Neu-Muri in Gries und Sarnen. Mit unverwüster Geduld und Zähigkeit bezwang er die Schwierigkeiten der ersten Jahre. 1846 traten die ersten Novizen in Gries ein, Schweizer und Tiroler. Beim Tode des Abtes 1881 zählte das Stift 20 Schweizer, 29 Tiroler und 6 Angehörige anderer Staaten. So entstand allmählich eine neue Kommunität mit einem neuartigen Lebensgefühl. Die gemütsreiche, schlichte Art des Tirolers bedeutete ohne Zweifel eine Bereicherung der murensisch-schweizerischen Eigenart, der das Kloster bis heute treu geblieben ist.

Abt Adalbert gewann bald im hohen Maße die Liebe und das Vertrauen des Volkes. Die Grieser Gemeinde schätzte in dem praktischen Manne ihren besten Ratgeber. 1860 wurde er als Vertreter des Prälatenstandes in den Tiroler Landtag gewählt, dem er sechs Jahre lang seine Tüchtigkeit und Erfahrung in ökonomischen und finanziellen Fragen zur Verfügung stellte. Kaiser Franz Josef ehrte den um Kirche und Staat verdienten Mann mit dem Komthurkreuz des Franz-Josef-Ordens. Als Abt Adalbert am 5. Juli 1881 starb, ging ein an Liebe und Arbeit reiches Leben zu Ende. Das Beste bleibt der Nachwelt unverloren.

Abt Adalbert verband mit der nüchternen, praktischen, zähen Naturanlage der Ursner die tiefe Frömmigkeit seines Elternhauses. Das Totenbuch von Andermatt schildert den Vater des Abtes als einen «tieffrommen und sittenstrengen Mann» (*vir pietate morumque integritate insignis*). Hier und im Grunde seines monastischen Berufes wurzelt sein unentwegtes Durchhalten in den schwersten Schicksalsschlägen. Hier und in dem geschichtsgebundenen Benediktinertum wurzelt auch seine gläubige, kirchlich gesinnte, konservative Weltanschauung. Der energische Mann war unerschöpflich an verstehender Güte. Er besaß in hohem Grade das *donum gubernandi*, das für einen Abt weit wichtiger ist als wissenschaftliche Leistungen. Abt Adalbert war die lebendige Verkörperung der *Pax benedictina*.

P. Rupert Amschwand

## Ständerat Theodor Wirz über Abt Adalbert Regli

Abt Adalbert war einer der allertreuesten Freunde des Obwaldnerlandes, und im goldenen Buch unserer Landesgeschichte und unserer pietätvollen Erinnerungen gebührt ihm jetzt und immerdar eine der allerersten Stellen. Sein Wirken aber war so gesegnet und sein Wesen so wohltuend, weil er beim Mangel aller Kälte und Starrheit mit edelster, bewußtvoller Konsequenz und Tatkraft ausgerüstet war. Bei aller Mannhaftigkeit und autoritativen Würde war er die Treue und Liebe selber und seinen Konventualen und Schutzempfohlenen war er im besten, idealen Sinne des Wortes Vater. Sein Beispiel und Charakter waren für sie Magnet und Kompaß, und darum manifestierte sich in den trübsten und wichtigsten Tagen sowie in den Tagen neuen herrlichen Aufschwunges in dieser Benediktinerfamilie ein bewundernswerter korporativer Geist und eine rührende Eintracht, Ordnung und Herzensfreudigkeit. Er war und bleibt für die Kirchen- und Schweizergeschichte der zweite murensische Klostergründer.

Abt Adalbert gehörte zu jenen auserlesenen Männern, welche mehr durch ihre Person als durch ihr Wort wohlthun und in heilsamer Weise imponieren. Was an Kraft, Gemütsiefe und Gediegenheit in der bessern urschweizerischen und tirolischen Eigenart zur Offenbarung kommt, das hat mit und neben der tiefen und erleuchteten Frömmigkeit des wahren Mönchtums dem Leben des Verblichenen sein Siegel aufgeprägt. Wenn hochedle Kraft in naturgemäßer, schlichter Form das Großartige und Erhabene im Menschenwesen charakterisiert, so bietet Abt Adalbert hierfür ein ausgezeichnetes Charakterbild. Aus «Obwaldner Volksfreund» 1881, Nr. 28.

*Die Liebe überwindet alles, und über dem Gefühl steht  
der Glaube.*

Abt Adalbert Regli



## Unser Auftrag als Gymnasiallehrer

Unsere Lehrerschaft hat das neue Schuljahr 1981/82 mit einer ganztägigen Konferenz begonnen. In Gruppengesprächen wurden grundsätzliche Probleme des Gymnasiums und der Bildung diskutiert. Wir veröffentlichen hier, geringfügig gekürzt, das Einführungsreferat des Rektors P. Leo Ettlin.

Wir stehen wieder am Beginn eines neuen Schuljahres. Ich will keine Umfrage halten, wie groß die Begeisterung für diesen neuen Start ist. Wir alle hätten uns sicher noch gerne ein paar sonnige Ferientage gegönnt. Seien wir also nicht böse, wenn unsere Schüler am nächsten Donnerstag mit ähnlichen Gefühlen und Motivationen vor uns sitzen.

Man kan sich auch die Frage stellen, wie wir anfangen sollen. Damit will ich Ihnen nun nicht gekünstelte Motivationen oder gar eine «gute Meinung» insinuiieren — so verdienstlich das sein mag. Ich meine vielmehr das, was man einen überlegten Anfang nennt. Wenn Sie in den Ferien gewandert sind oder wenn Sie sich auch nur im neuesten Adidas Dress zum Vita Parcours aufmachten, Sie hatten ein Ziel, eine genaue Bestimmung vor sich.

Das sollten wir beim Beginn des neuen Schuljahres auch haben; nicht nur das, und nun wird es schon schwieriger: Wir sollten als Lehrerkollegium nicht nur für jeden ein privates, sondern so etwas wie ein gemeinsames Ziel haben. Und schon regt sich der Widerspruch: Konformismus, Unité de doctrine, Gleichschritt, Dogmatismus und wie diese Einwände alle heißen mögen. Und es erhebt sich die gewichtige Frage: Ist das mit einem Lehrkörper von verschiedener Ausbildung, verschiedenen Charakteren, verschiedenen Temperamenten und verschiedenen Werturteilen möglich. Man denke hier nicht sogleich an die geläufige Klassifizierung «Laienlehrer — Ordensleute». Ich glaube, daß man diese Unterscheidung gewöhnlich allzu leicht und allzuschnell macht und hochstilisiert. Der Mönch ist sozusagen auch ein Mensch, und der Laie ist auch ein Christ.

In diesen beiden Gemeinsamkeiten «Mensch und Christ» findet sich einiges für unsere Zielsetzung und Marschrichtung, und man könnte sich die Fragen stellen: Was haben wir als Lehrer an dieser Mittelschule unserer Zeit zu bieten? Was erwartet die Jugend dieser

Welt von uns? Wie können wir der Jugend am besten dienen? «Dienen» — Sie haben richtig gehört — unsere Funktion gehört zum Dienstleistungssektor. Ohne um die Gunst der Jungen zu buhlen, ist unsere Stellung eine dienende, fördernde, helfende. Der wesentliche Faktor im Lernprozeß ist nicht der Lehrer, sondern der Lernende, der Schüler.

Dazu sollten wir in aller Stille und Muße noch etwas überdenken: Die Eigenart unserer Schule, des Kollegiums Sarnen. Es gibt verschiedene Schullandschaften, und sie geben der Schule ihr eigenes Gepräge, ihren Charakter. Eine Schule sollte ihre Eigenart pflegen — nicht im Sinne von sturem Konservieren aber im Bewußtsein um die Chancen traditioneller Werte. Es ist wie bei den Menschen: Eine Schule, die ihren Charakter nicht pflegt, wird charakterlos.

Wir haben im gymnasialen Bereich verschiedene Schullandschaften. Ich erwähne die Unterschiede, die sich zwischen einer großen und kleinen Schule ergeben. Es ist klimatisch nicht dasselbe, ob eine Schule 1800 oder 300 Schüler hat. Wir gehören zu den kleinen Schulen. Auf manches, was an einer großen Schule möglich ist, müssen wir verzichten. Trotzdem beneidet man die kleine, überschaubare und irgendwie menschlich-kameradschaftliche Schule. Es gibt noch andere Unterschiede. Zum Beispiel: Neue Schule — man denke an die zahlreichen neuen Regionalgymnasien aus den Sechziger Jahren — und alte Schule mit ihrer Tradition und ihrer Geschichte.

Wir haben auch verschiedene, traditionsbewußte Schullandschaften. Daß die Innerschweiz eine solche, eigen geprägte Schullandschaft ist, haben Sie sicher alle schon gespürt. Aus diesen Traditionen leben nicht nur unsere Internats- und Klosterschulen, auch die Kantonschule Luzern sucht im Rahmen ihrer Möglichkeiten ihre im Jesuitenkollegium verwurzelte Tradition zu pflegen.

Ich erwähne die konfessionellen Schulen der Protestanten. Auch sie haben ihre Tradition, und da meine ich nicht nur die bekannten Internatsschulen im Bündnerland sondern auch die Freien Evangelischen Schulen in unseren Großstädten. Der Rektor einer solchen Schule hat mir unlängst von der Bibellesung und der Andacht an seiner Schule erzählt.



Ich denke an die genferische Schullandschaft, wo schon die Schulen ganz typische Namen tragen: Collège Calvin, Collège Voltaire, Collège Rousseau, Collège Sismondi. Daß das humanistische Basel seine eigene Schullandschaft hat und kultiviert, muß ich kaum eigens erwähnen.

Alle diese so verschiedenen Traditionen sind aber heute konfrontiert mit einer Zeiterscheinung, die man «gesellschaftlichen Pluralismus» nennen könnte; denn der Prozeß einer durchdringenden geistigen «Osmose» verschiedener kultureller, religiöser, politischer und sozialer Werte erfaßt heute nicht nur, wie etwa im 18. Jahrhundert, eine führende Oberschicht, sondern alle Bevölkerungskreise, besonders aber die Jugend. Zudem hat dieser Durchdringungs- und Angleichungsprozeß ein unglaublich schnelles, ja geradezu überstürzendes Tempo erreicht.

Mit diesem Phänomen des Pluralismus haben sich die Schulen von heute zu konfrontieren. Der Pluralismus hat auch von den Köpfen unserer Schüler Besitz ergriffen. Ob wir es als gefährlich betrachten oder als unerwünscht ablehnen: Es gibt Kioske, es gibt Taschenbücher verschiedener Verlage, es gibt das Radio, es gibt das Fernsehen und es gibt eine von der Industrie gezielt propagierte Jugendkultur, die oft auch von älteren Hasen, wenn sie um jeden Preis jung bleiben möchten, mitvollzogen wird. Dagegen einen Kreuzzug zu eröffnen, wäre von Anfang an erfolglos. Die Jungen lehnen alle Versuche der geistigen Isolierung und Absperrung leidenschaftlich ab. Die Methode des Index Romanus konnte einmal sinnvoll sein — aber heute ist seine Zeit vorbei.

Trotzdem haben wir uns als verantwortliche Erzieher zu fragen: Wie leben wir mit dem Pluralismus?

Man kann ihn hinnehmen als ein unabänderliches Faktum — verdrossen und resigniert. Man kann ihn als Tatsache betrachten, die zwar große Probleme mit sich bringt aber auch neue Möglichkeiten der Bereicherung und der sinnvollen Lebensführung bietet. Und man kann in diesem Phänomen auch einen Auftrag Gottes in der Zeit sehen — vox temporis, vox Dei.

Eine Möglichkeit erwähne ich nur am Rande: Alles mitmachen, heute so und morgen so tanzen. Selbst Schüler würden einen solchen Lehrer ohne Standpunkt nicht ernst nehmen.

Das Pluralismus-Phänomen stellt uns die Aufgabe der geistigen Auseinandersetzung. Die persönliche, verantwortungsbewußte Suche nach einem Standpunkt ist uns nicht erlassen. Erst wenn der Lehrer wieder einen Standpunkt hat, bekommt er die Möglichkeit einer geistigen Ausstrahlung, die Fähigkeit, jene Ueberzeugung erkennbar zu machen, die für seine eigenes Leben Sinn und Inhalt bedeutet. Gerade das sind wir als Erzieher den uns anvertrauten jungen Menschen schuldig. Es ist heute wohl die schönste, aber auch schwierigste Aufgabe, junge Menschen zur Erkenntnis und Anerkennung absoluter Wahrheiten zu führen, ohne ihnen dabei den Blick zu verengen und sie unempfänglich zu machen für Werte, die in anderen Gärten wachsen.

In der letzten Nummer der «Anregung» (Zeitschrift für Gymnasialpädagogik) ist die Abschiedsrede eines Gymnasialdirektors abgedruckt. (Friedrich Wölfel, Bamberg). Erlauben Sie mir aus dieser bedenkenswerten Rede einige Passagen herauszugreifen. Sie können vielleicht meine Ueberlegungen konkret ergänzen. Wölfel sagt unter anderem: «Als ich Lehrer wurde, war es der Zusammenbruch des «Dritten Reiches», was mein Nachdenken über Erziehung und Unterricht bestimmte. Es konzentrierte sich in dem Vorsatz, nie mehr irgend eine Idee, ein Seiendes, auch ein philosophisches Sein absolut zu setzen; junge Menschen den Wert der Freiheit erfahren zu lassen und selbst zu versuchen, die Freiheit eines Christen zu leben...

Heute muß, nach meiner Ueberzeugung, die Antwort auf die Frage nach dem, was pädagogisch not tut, unter dem eschatologischen Gesichtspunkt gesehen werden... (Unsere) Grenzsituation vor Augen, halte ich von äußeren Schulreformen nicht mehr viel. Notwendig ist eine geistige Erneuerung. Wir müssen uns ändern, wenn unsere Schule den Aufgaben der Zeit gewachsen sein soll. Nur gelebte Werte überzeugen; die Frage nach dem Sinn des Lebens und der Welt verlangt eine existentielle Antwort des Lehrers... Die Schule, vor allem das Gymnasium, kann heute angesichts der weltweiten sozialen Aufgaben nicht weniger, sie muß mehr fordern an exaktem Wissen, Abstraktionsfähigkeit, Selbstkontrolle...

Aber Leistungsmaximierung allein führt in die Leere... Wenn die Steigerung der Leistung notwendig ist, der Mensch aber dabei sein



Selbst verliert, bedarf es der Expansion, der Intensivierung des Lebens. Zum Lernen gehört das Spiel und Feiern (nicht bloß als Accessoires sondern als Komponenten); zum Denken gehört das Phantasieren (nicht als verworrenes Schweifen, sondern als Entwurf im Noch-nicht). Intensivierung bedarf der musischen Erziehung und des ständigen Bemühens, den Menschen aus ihrer Spracharmut herauszuhelfen, auf daß in der Wechselwirkung von Wort und Erlebnis die Anschauung und Wirklichkeit klarer, das Denken weiter, die Gefühle tiefer werden.

Intensivierung des Lebens gibt dem Humanismus sein Recht zurück. Humanismus braucht aber heute einen neuen Bezugspunkt. Ich nenne ihn Dienst. In einem solchen dienenden Humanismus ist Bildung auf gründliche Ausbildung angewiesen. Sie findet ihren Sinn weder im Besitz materieller noch in der Pflege sublimer geistiger Güter, sondern im Wirken für andere.

Ein so verstandener Humanismus der Selbstbeschränkung und des Dienens findet heute gerade bei jungen Menschen Verständnis. Er gibt ihrem Leben Sinn. Ihn zu verwirklichen, ist eine lebenslange Aufgabe. Aber wir können in der Schule den Grund dafür legen in ungezählten pädagogischen Akten. Dazu müssen wir Gemeinschaft schaffen und Gemeinschaft pflegen; denn auf sich gestellt kann der junge Mensch weder dem Sog allgemeiner Habsucht noch der Verführung zur Weltflucht widerstehen.»

Soweit die Abschiedsworte von Friedrich Wölfel. Die Dienstfunktion des Lehrers gegenüber der Jugend kommt deutlich zum Ausdruck. Man könnte sein pädagogisches Ziel auch umschreiben mit «Ehrfurcht». Ich meine es etwa so: Ehrfurcht vor dem, was über uns ist — Gott; Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist — Schöpfung, Natur, Kreatur; Ehrfurcht vor dem Mitmenschen, der uns gleich ist, und schließlich vor uns selber.

## Konzert in der Kollegi-Kirche

Am Nachmittag des 31. Mai erfreute uns der 35 Mitglieder starke Kollegi-Chor unter der Leitung von Herrn Thomas Gmür mit einem ausgezeichneten Chorkonzert. Unsere Studenten sangen in Zusammenarbeit mit dem Studentenchor des Gymnasiums Goßau. Die Chorsätze wurden umrahmt von hervorragenden Orgeldarbietungen und zum Teil unterstützt von Goßauer Instrumentalisten.

Ein erster Teil brachte Motetten von Buxehude über Schütz, Telemann, Händel bis Mozart, zweimal in gesangstechnisch außerordentlich geglückten Doppelchören. Der zweite Teil galt religiösen Negerliedern (Gospelsongs) und Spirituals. Es war erfreulich, wie die jungen Sänger diese geistlichen Gesänge, ob klassische Motette oder Spiritual, zu beseelen vermochten.

Die Bezeichnung Spiritual stammt ursprünglich aus der Bibel und ist die Verkürzung des Ausdrucks «spiritual songs» im Kolosserbrief III, 16.: «Mit Psalmen, Hymnen und geistlichen Liedern (spiritual songs) lobsinget Gott voll Dank in euren Herzen.» Das trifft nicht nur auf das Negro Spiritual zu, hierher gehört auch das White Spiritual mit anglo-keltischer Tradition. Dabei handelt es sich immer um Gesänge, die möglichst große Gruppen der einfachen, oft analphabetischen Bevölkerung erfassen sollten. Darum mußten sie mit möglichst bescheidenen Hilfsmitteln wie stereotypen Textwiederholungen und sanglich wie rhythmisch eingängigen Melodien auskommen. Was wunder, wenn sie auch heute noch junge Menschen in der Gruppe ansprechen und zum Singen einladen. Um so erfreulicher aber war es, daß die jungen Sänger sich ebenso vollkommen auch in die klassische Motette einzuleben vermochten.

Eine Solopartie, von mehreren Stimmen gesungen, ist immer riskant, nicht zuletzt bei Mozart, weswegen man hier auch gerne die kleine Konzession machte. Ein besonderes Lob aber verdienen die Goßauer Vokalistinnen mit ihren sonoren Stimmen und dem erstaunlichen Klangvolumen.

Die weit überdurchschnittliche Qualität der herrlichen Gesänge hätte übrigens ein großes und sensibles Publikum verdient.

P. Frowin Müller



## De Deis naufragis

(Der Schiffbruch der Götter)

Am 16. Juli 1981 erlebten die Lateinschüler unseres Gymnasiums ein besonderes Schauspiel: Einige Mädchen vom Institut in Ingenbohl führten mit ihrer Lateinlehrerin Barbara Maier, die das Stück auch verfaßt hatte, eine Komödie auf. Das Ungewöhnliche lag darin, daß die Darstellerinnen lateinisch sprachen. Unsere Schüler verstanden trotzdem das meiste, weil sie den Text in der Schule übersetzt hatten und somit den Inhalt kannten.

Da begibt sich Juppiter, vom Götterboten Mercurius begleitet, unter die Menschen, um «die Herzen der Sterblichen kennenzulernen, die Rechtschaffenen zu belohnen, die Bösen zu bestrafen». Sie sind überzeugt, als Schiffbrüchige das Mitleid jedes Menschen zu erregen und überall Gastfreundschaft zu erlangen. Doch Gallus, ein reicher Großgrundbesitzer vertreibt sie von seinem Land und läßt sich auch dann nicht erweichen, als es — welch schlechtes Vorzeichen! — bei heiterem Himmel donnert.

Während Mercurius beinahe verzweifelt, da er, müde vom weiten Weg, nirgends Aufnahme findet, verliert Juppiter nicht im geringsten seinen Glauben an die Menschen. Wie recht hat er! Denn Lydius, ein etwas kecker Sklave des Gallus, kehrt zurück, weil ihn das Unglück der Fremden bewegt, und weist ihnen den Weg zum armen, aber rechtschaffenen Fischer Paulus.

In dessen einfacher Hütte bereitet die hübsche Tulliola ihrem Vater das Essen. Sie singt dabei, denn sie ist verliebt, verliebt in Lucius, den Sohn des Gallus, der eine Heirat entschieden ablehnt, erhält doch das Mädchen keine Mitgift. Es tröstet ihren darüber traurigen Vater und ermuntert ihn, doch den Göttern zu vertrauen.

Da betreten die Schiffbrüchigen die Hütte. Paulus empfindet sogleich mit ihnen Mitleid und nimmt sie gastlich auf.

Dem Vater der Götter und Menschen gefällt diese pietas, aber noch mehr bezaubert ihn, den alten Verführer, das Mädchen. Alles setzt er daran, um es zu gewinnen, aber all sein Werben zeitigt keinen Erfolg. Da spielt er sozusagen seinen letzten Trumpf aus und gibt sich zu erkennen.

Lucius und Tulliola sehen sich verloren, denn gegen den Willen Juppiters können und dürfen sie sich nicht stellen.

In dieser ausweglosen Not erscheint Juno, die Gattin Juppiters und die Schützerin der Ehe. Sofort versucht dieser mit allerlei Schmeicheleien seine zorngefüllte Gattin zu beruhigen, aber sie läßt sich nicht umstimmen, sondern befiehlt den beiden Göttern herrisch, in den Himmel zurückzukehren. Kleinlaut gehorchen sie.

Mild hingegen verhält sie sich zu den Menschen: sie heißt Paulus, aufs Meer hinauszufahren und das Netz auszuwerfen. Er gehorcht gern. Voller Staunen zieht er das Netz an Land: anstatt der Fische glänzen drinnen herrliche Goldmünzen: Paulus ist ein reicher Mann.

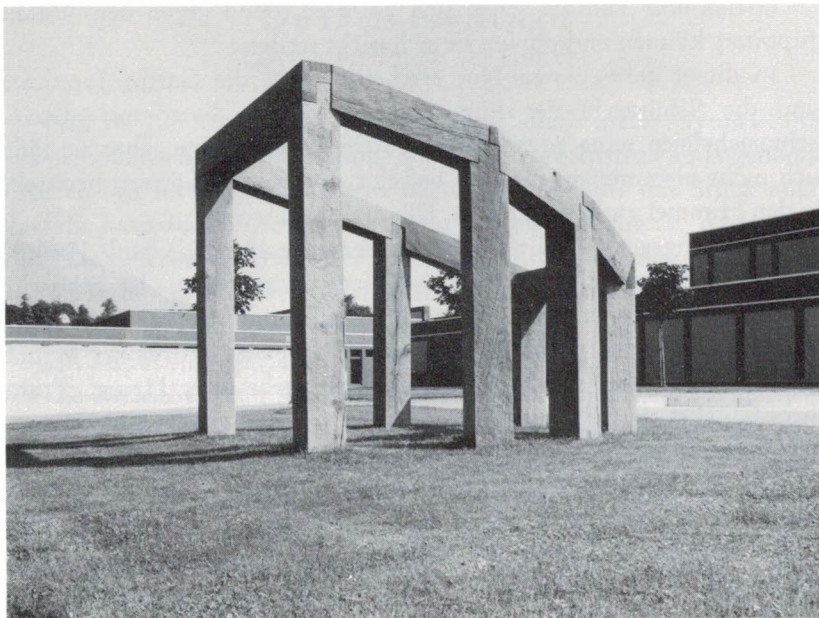
Nun widersetzt sich auch Gallus nicht mehr einer Heirat. Trotz ihres Glückes vergißt Tulliola nicht, den Göttern zu danken. Mit einem Tanz zu Ehren der Götter und Menschen schließt das Stück.

Die Aufführung war in zweifacher Hinsicht lehrreich. Erstens zeigte sie den Schülern Inhalt und Form der alten Komödie: Das Thema von den Liebenden, die sich erst nach langen Wirren finden, kennen sie aus den modernen Lustspielen, die ja auf die griechischen und römischen zurückgehen. Aber auch die «*dea ex machina*» lebt in den modernen Stücken — zwar etwas verändert — weiter, da auch erst ganz zufällige Ereignisse die verwirrte Handlung zu einem guten Ende, sprich: Happy end, führen. Außerdem lernten die Schüler das Lateinische einmal als eine Sprache kennen, die Leben besitzt, also keineswegs tot ist.

Das ist auch das Verdienst der Darstellerinnen: Sie sprachen deutlich, sagten den Text nicht einfach auf, sondern gestalteten ihn durch Stimme und Ausdruck, daß die fabula zum wirklichen Theater wurde.

Joseph Eisinger





## Die Skulptur von Hans-Peter von Ah im Pausenhof der Kantonsschule

Am 28. August fand die Uebergabe des künstlerischen Schmuckes der Obwaldner Kantonsschule statt. Nach einem langen «Kunststreit» — *De gustibus non est disputandum!* — hatte Herr Hans-Peter von Ah von Ebikon, gebürtig von Sachseln, den Auftrag erhalten. Zu unserer Abbildung (Standort: Pausenplatz auf der Westseite des Schulgebäudes): Der Künstler will mit dieser «räumlichen, transparenten Struktur» eine Verbindung zwischen Architektur und Landschaft herstellen. Der wahrnehmende Beschauer kann, indem er sich bewegt, die Skulptur in all ihren Veränderungen erleben: Durchblicke, Rhythmik der Struktur, Schatten, Volumenveränderung.

## Klassentagungen

*Ansprache anlässlich des Goldenen Maturajubiläums  
am Feste Christi Himmelfahrt 1981,  
gehalten von Herrn Dr. phil. Alois Gügler, Professor em., Luzern*

Lieber Pater Prior, sehr verehrte Konventualen, liebe Commaturi,

Unser Klassenchef hat mich gebeten, ein Grußwort an die festliche Tafelrunde zu richten. Ich wollte diesem Wunsche zuerst nicht entsprechen, bin ich ja erst ins Lyzeum nach Sarnen gekommen und dazu noch ins Externat. Mein Erfahrungsfeld und Erinnerungsfeld ist daher viel begrenzter als jenes der Kameraden, die im Internate lebten. Aber trotz diesen Bedenken will ich versuchen, dem Auftrag gerecht zu werden.

Unser Jubiläum kreist um die beiden Worte: fünfzig und golden. Sie beinhalten im Grunde alles, was in dieser Stunde gesagt werden muß. Die Zahl 50 hat in der Hl. Schrift einen besonders freudigen, fröhlichen Charakter. Im Alten wie im Neuen Testament bedeutet sie eine Zeit der Freude. Die Israeliten haben fünfzig Tage nach Ostern ihr Erntefest gefeiert. Man pilgerte nach Jerusalem, um dem Herrn die Erstlinge der Ernte darzubringen, ihm zu danken und «um fröhlich zu sein vor Gott, dem Herrn» (Dt 16, 11). Auch wir sind, um zu danken und fröhlich zu sein vor dem Herrn, zur Feier unseres Goldenen Maturajubiläums an unsere Studienstätte zurückgekehrt. Martin Buber schreibt einmal: «Je älter man wird, um so mehr wächst in einem die Neigung zu danken.» Diese Neigung und Bereitschaft zu danken ist auch in uns gewachsen. Dankbar erinnern wir uns der Lehrer, die uns auf die Reifeprüfung und auf die akademische Studien- und Berufslaufbahn vorbereitet haben. Wir denken an den damaligen Rektor, Pater Bernard Kälin, unseren Lehrer der Philosophie, der später zu hoher Würde aufgestiegen ist, aber auch erfahren mußte, daß die Kinder dieser Welt im Umgang mit ihresgleichen klüger sind als die Söhne des Lichtes (Lk 16, 8). Wir erinnern uns an P. Beda, bei dem sich das große mathematische Wissen mit einem hervorragenden methodischen Können paarte. Wir schätzten besonders seine grenzenlose Geduld, seine Güte und das große Verständnis für die in seinem Fachbereich weniger Begabten. Unvergessen bleibt uns P. Placidus, der



seinem Namen alle Ehre machte. Er war wirklich ein *vir placidus*, ein sanfter, milder, freundlicher Lehrer, dessen frohes und befreiendes Lachen mir noch heute in den Ohren klingt. Ihm war das eigen, was Karl Rahner in seinen Theologischen Meditationen über «Alltägliche Dinge» das lösende Lachen nennt, «das aus einem kindlichen und heiteren Herzen kommt», das gute Lachen, das «ein Zeichen der Liebe, eine Offenbarung oder Vorschule der Liebe zu allem in Gott» ist. Vor unserem geistigen Auge steht ferner das Bild von P. Rupert, dem feinfühlenden Humanisten. Ich erinnere mich noch gut, wie wir einmal am Vormittag einen Text aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzen mußten. Am Nachmittag hätten wir bei P. Rupert Französisch gehabt. Wir warteten aber vergebens auf ihn. Unsere «Böcke» hatten sein Sprachempfinden derart verletzt und sein Nervensystem solchermassen belastet, daß er sich beruhigen und erholen mußte. Unvergessen bleiben uns seine Einführungen in die Welt des klassischen Altertums. Nach Ablauf einer halben Unterrichtsstunde kam der stereotype Befehl: «Schließen Sie die Bücher», und dann folgte auf Hochschulebene eine Vorlesung über die Kultur der Antike, jene Werte, welche der Benediktinerorden in die abendländische Kultur integriert hat. Mit der griechischen Dichtung hat uns P. Hugo vertraut gemacht. Er war Kanonist. Die «Mischehe» zwischen dem Codex Iuris Canonici und der Antigone ist mir allerdings ein Rätsel geblieben. Wir entsinnen uns dankbewußt des P. Peter, des fachtüchtigen Lehrers der Physik und Chemie. Bei ihm konnte es passieren, daß er uns vor einem chemischen Experiment Grün prophezeite und das Gemisch verwandelte sich in Rot. Ist es uns im Leben nicht oft genau so ergangen: Wir erwarteten das Grün der freien Bahn, und ein Rot gebot uns Halt! In unser aller Erinnerung lebt auch der grundgescheite P. Bruno weiter. In seinem Köcher fanden sich nicht nur die Pfeile der Liebe, sondern auch jene des beißenden Sarkasmus.

Diese Rückbesinnung heißt uns fragen: Welche Werte haben uns Gymnasium und Lyzeum ins Leben mitgegeben? Wir finden die Antwort, so will mir scheinen, im Vorwort der Benediktsregel, wo der Mönchsvater sagt: «Wir wollen eine Schule gründen für den Dienst des Herrn.» Aus dieser Schule des Herrn sind im Laufe der Jahrhunderte ungezählte Klosterschulen hervorgegangen. Sie alle sollten

und wollten Schulen im Dienste des Herrn sein. So auch die Schule der Benediktiner hier in Sarnen. Aus der Fülle dessen, was wir ihr verdanken, seien zwei Aspekte besonders herausgehoben: Die Sinnöffnung für die Macht der Begegnung und den Wert der Synthese. Die Macht der Begegnung. Die moderne Sozialpsychologie unterscheidet zwischen der funktionalen und der existentiellen Begegnung. Bei jener wird der verdinglichte Mensch als austauschbares Objekt betrachtet, vergleichbar einem Autorad oder dem Bestandteil einer Maschine, die sich auswechseln lassen. Ein Mensch benützt den andern als Mittel zur Erreichung seiner Zwecke. Diese rein funktionale Art der Begegnung prägt immer mehr auch das Verständnis zwischen Lehrer und Schüler von der Volksschule über das Gymnasium bis hin zur Universität. Verloren in der Anonymität und enttäuscht im Verlangen nach wirklicher Begegnung «antwortet» der Jugendliche mit Aggression und Revolte. Ganz anders sind die Auswirkungen der existentiellen Begegnung, welche bestimmt ist durch das tiefe Erlebnis einer echt personalen Beziehung und der gegenseitigen Wertschätzung der Persönlichkeit. Hier wird der Mensch am Du zum Ich im Sinne eines Axioms der Tiefenpsychologie: Person wird nur an Person resonant. Wozu diese Ueberlegungen? Sie wollen uns daran erinnern, daß in der Benediktsregel vom ersten bis zum letzten Kapitel von der existentiellen Begegnung die Rede ist. Man kann die Ordenssatzungen des heiligen Benedikt geradezu einen Leitfaden, ein Lehrbuch existentieller Begegnung nennen. Kein Wunder, daß diese eh und je ein wesentliches Element benediktinischer Erziehung und Bildung war. Auch wir durften das erfahren und bitten die heutigen Lehrer: Erhalten und ermöglichen Sie Ihren Schülern auch weiterhin eine menschlich bereichernde Begegnung im Sinn und Geiste Benedikts.

Das zweite, was uns zu Dank verpflichtet, ist die Sinnerschließung für den Wert der Synthese. Im Vorwort zur Heiligen Regel steht die Mahnung: «Wir müssen Herz und Leib bereiten für den Dienst im heiligen Gehorsam gegen diese Gebote.» Damit fordert Benedikt die Synthese von Leib und Seele, von Intellekt und Gemüt. Er wendet sich gegen den kalten Intellektualismus und gegen die Fragmentierung der Person. Wenn wir das betrachten, dann brauchen wir in



einer komplexen und auseinanderstrebenden Welt nicht zu fürchten, unsere eigene Mitte zu verlieren. Die zweite Synthese, die wir in der Benediktsregel verankert finden, ist jene von Autorität und Freiheit. Die Regel kennt klare Bestimmungen über die Leitungsfunktion des Abtes, aber auch das Mitsprache- und Mitentscheidungsrecht der Mönche. Hier gibt es kein Auseinanderbrechen von Führungsanspruch und Freiheitsraum. Was heute als pädagogischer Fortschritt gepriesen wird, das hat Benedikt bereits zu seiner Zeit postuliert und praktiziert. Vertraut ist uns endlich die Synthese des Ora et Labora. Für Benedikt ist die Arbeit eine Hilfe zum Gebet. Sie schützt den Menschen davor, sich beim Frömmigkeitsstreben in eine Scheinwelt zu verlieren. Umgekehrt ist das Gebet die unentbehrliche Hilfe für die Arbeit, denn es bannt die Gefahr, sich beim Planen und Schaffen von falschen Motiven irreleiten zu lassen.

Wir feiern das Goldene Maturajubiläum. Gold ist das Symbol des Himmels, auf den uns der heutige Festtag so eindrücklich hinweist. Wir stehen bereits im achten Jahrzehnt unseres Lebens, und das Ende unserer irdischen Pilgerschaft rückt immer näher. Aber gerade im Wissen um diese unausweichliche Tatsache dürfen wir das Anfangen nicht vergessen. Martin Buber meint: «Alt sein ist ja ein herrliches Ding, wenn man nicht verlernt hat, was anfangen heißt.» Wir müssen immer wieder anfangen: Anfangen mit einer Lieblingsbeschäftigung, mit der Lektüre einer Neuerscheinung, mit dem Studium der Zeitprobleme, anfangen mit dem Ausfindigmachen neuer Möglichkeiten tätiger Nächstenliebe, anfangen vor allem damit, immer mehr in die Tiefe zu leben.

Sehr verehrte Konventualen, liebe Commaturi, das sind einige Reflexionen, die sich mir aufgedrängt haben. Lassen Sie mich schließen mit dem herzlichen Dank für die lebenswürdige Einladung zur Agape hier im Konvent. Wir wissen diese echt benediktinische Gastfreundschaft sehr zu schätzen. Danken möchten wir für alles, was uns die Lehrer dieser Schule durch Wort und Beispiel ins Leben mitgegeben haben. Wir erhoffen für die Klosterfamilie von Muri-Gries auch fürderhin jene im Gottvertrauen verankerte Festigkeit, die sie bis heute allen Stürmen trotzen ließ.

## Unsere Heimgegangenen

*Gottfried Burch-Pedrazzini, Redaktor, Lungern*

26. März 1897 bis 24. Juni 1981

1.—2./4.—8. Gym. 1910—1912/1914—1919

Wie ein Dieb in der Nacht, so überraschte der Tod unseren weit herum bekannten und befreundeten Buchdrucker und Redaktor Gottfried Burch-Pedrazzini. Er stand im 85. Lebensjahre. Ein schlichter, allseits freundlicher und gläubiger Mann. Er darf auf ein reiches, vielseitig befrachtetes Leben zurückblicken. Zwei Linien seien herausgehoben. Seine kleine, aber wohlfunktionierende Buchdruckerei diente einem seiner Lebenswerke: dem «Lungerer Boten». Ueber ein halbes Jahrhundert widmete er sich mit viel Aufopferung und Hingabe seiner Zeitung, dem Lokalblatt für seine Gemeinde Lungern. Er prägte dem Blatt seine Mentalität auf, machte damit Lungern auch weithin bekannt. Aber ebenso wußte der «Blättlschreiber» von seiner Gemeinde aus «Fäden» zu spinnen zu seinem großen Freundeskreis, ehemalige Gäste mit Lungern zu verbinden und das kleine Bergdorf weit in der Welt bekannt zu machen. Durch und durch war Gottfried Burch ein «Mann der Geschichte».

Sein Interesse galt dem engeren und weiteren Kreis von Vergangenheit und Gegenwart, Geschehnissen und Persönlichkeiten, und was er an Wissen und Werten zusammengetragen hat, dafür bergen seine aufgestapelten Bände und Ordner eine überreiche Fülle. Erst die Aufarbeitung von sehr vielem Wissenswerten wird es an den Tag bringen, was Gottfried Burch wußte, was er ordnete, was er der Nachwelt zu überbringen verstand. Eine starke Verbundenheit mit Kameraden und Veteranen, mit Land und Volk, baute Brücken hin zu Lebenden und Verstorbenen. Eine stille, umsichtige geistige Weite und Schaffenskraft ließen ihn für so vieles ein Auge, ein Ohr, ein Herz und eine offene Hand haben, an dem andere Leute schlechthin vorbeigehen. So war er Natur-, Heimat- und Menschen-verbunden und sein großer Bekanntenkreis war ihm eine Freude und brachte ihm immer neue Anregung.

Er lebte durch alle Jahre als glaubensstarker Christ, liebte seine Kirche, vertrat in seinem Leben und in seiner Zeitung ihre Interessen



und ist nun aus einem stillen Lebensabend heimgegangen zu seinem Herrn und Gott, dem sein Leben diente, als treuer Gatte, als besorgter Pflegevater, als selbstloser Großvater, wie als Freund und Helfer seiner Mitmenschen. Seine Gattin, Frau Beatrice geb. Pedrazzini ging ihm vor drei Jahren in die Ewigkeit voraus. Gott möge nun beide, die miteinander auf dieser Erde Freud und Leid einmütig geteilt haben, in seiner Herrlichkeit belohnen für alles Gute, das sie getan. Das reiche Lebenswerk von Vater Burch aufzuzeigen, wird wohl Aufgabe jener sein, die Einblick bekommen in seine reiche «Hinterlassenschaft» an Gesammeltem. Daraus wird das große Bild seiner Kenntnisse, seiner Arbeitskraft, seiner Erfahrung und seines Wissens aufleuchten, der Nachwelt ein wertvolles Andenken und das Lebensbild eines echten Freundes von Volk und Heimat.

*Alfred Tschanz-Baumgartner, Kaufmann, Sarnen*

5. März 1911 bis 15. August 1981

1. Gym. und 1.—2. Real 1923—1926

Wir empfehlen in das Gedenken der Mitschüler und Freunde: Alois Boos-Frauenfelder, Winterthur, Vater von Herrn Pfarr-Rektor Alois Boos, Grafstal ZH. — Josef Müller-Duß, alt Gemeindeschreiber, Romoos, Vater von Mathias Müller-Kaufmann, Flühli LU. — Dr. med. Werner Büttler-Deucher, Kerns, Vater von Mario Büttler, Arzt, Arlesheim. — Martha Weber-Mutter, Sarnen (von Sachsels), Mutter von Paul Weber-Hausheer, Zug. — Mathias Untertrifaller, Jenesien bei Bozen, Bruder von P. Vigil Untertrifaller, Pfarrer in Jenesien.

## Personalnachrichten

### *Aus Kloster und Kollegium*

*P. Burkard Wettstein* konnte nach 29 Jahren treuer Arbeit das Amt eines Oekonoms abgeben. Er versieht seit einiger Zeit, abwechselnd mit Sr. Rosmarie Winiger vom Kloster Baldegg und P. Nikolaus Kathriner, den Pforten- und Telefondienst. Zu seinem Nachfolger hat Abt Dominik *P. Bernard Zürcher* ernannt, der seit 1957 erster Direktor der Land- und Alpwirtschaftlichen Schule Obwaldens war.

### *Im Weinberg des Herrn*

Herr *Josef Wolf*, bisher Vikar zu St. Anton in Basel, ist als Pfarrer der Gut-Hirt-Kirche in Zug installiert worden. — Herr *René Schnell*, bisher Katechet und Seelsorger in Wangen bei Olten, ist als Kaplan nach Unterägeri gezogen.

### *Wahlen und Berufungen*

Herr Dr. iur. *Ignaz Britschgi*, alt Regierungsrat, Sarnen, ist vom Kantonsrat zum Präsidenten des Verwaltungsrates der Obwaldner Kantonalbank gewählt worden. — Herr Dr. med. *Marcel Cadalbert*, bisher Chefarzt des Kantonalen Spitals Walenstadt, ist als Chefarzt an das Kreuzspital in Chur berufen worden, wo er, gemeinsam mit Herrn Dr. *Kurt Infanger*, die Chirurgische Abteilung leiten wird. — Herr lic. iur. *Albert Ramseyer*, Kehrsatz BE, ist zum Stellvertreter der Hauptabteilung Straßenverkehr im Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement ernannt worden. — Herr *Gebhard Britschgi*, Lehrer in Sarnen, ist in den Obwaldner Kantonsrat gewählt worden.

### *Militär*

Die Herren *Heinrich Graf* von Basel und *Walter Schneider* von Sarnen sind zu Leutnants der Sanitätstruppen brevetiert worden.

### *Akademische Examen*

Herr *Hanspeter Andermatt* von Kerns hat an der Universität Bern das Gymnasiallehrerpatent philosophisch-historischer Richtung erworben. — Herr *Hermann Schmitter* von Alpnach hat an der Uni-



versität Bern als lic. iur. abgeschlossen. — Herr *Daniel Wettstein* von Grellingen hat im Frühjahr an der Handelshochschule St. Gallen als lic. oec. (mit dem Vertiefungsgebiet Rechtswissenschaft) abgeschlossen. — Herr *Beat Hellmüller* von Sarnen hat an der Medizinischen Fakultät der Universtät Bern das 2. Prope bestanden.

#### *Vermählungen*

Herr *Adrian Bührer* von Burgdorf mit Frl. Margherita Visinoni von Ternate I. Ihr Heim: Eichenstraße 12, 6015 Reußbühl.

Herr *Viktor Borter* von Naters mit Frl. Rachel Gsponer. Ihr Heim: Kelchbachstraße 6, 3905 Naters.

Herr *André Berchtold* von Kleinteil/Giswil mit Frl. Pia von Wyl von Sarnen. Ihr Heim: Hofstraße 6, 6060 Sarnen.

Herr *Thomas Andenmatten* von Leuk-Stadt mit Frl. Rita Wüthrich. Ihr Heim: «Montagra», Quinta da Palmeira, 8300 Silves (Algarve), Portugal.

Herr *E. Peter Scherrer* von Sarnen mit Frl. Gertrud Steiner. Ihr Heim: Seefeldstraße 92, 8008 Zürich.

Frl. *Luzia Bucher* von Sachsels mit Herrn George Christinger. Ihr Heim: Chapfstraße 17, 8625 Goßau ZH.

Herr *Nicolas Arquint* von Sachsels mit Frl. Brigitte Rohrer. Ihr Heim: St. Gallerstraße 14, 8716 Schmerikon.

Herr *Walter Fährndrich* von Rain mit Frl. Lucia Sterchele. Ihr Heim: Untere Wiese 2, 6020 Emmenbrücke.

Herr *Cyrill Häring* von Arlesheim mit Frl. Monika Linder von Münchenstein. Ihr Heim: Kanonengasse 23, 4051 Basel.

Herr *Othmar Fries* von Luzern mit Frl. Annamarie Rohrer von Sarnen. Ihr Heim: Giglenstraße 11, 6060 Sarnen.

#### *Elternglück*

Familie *Josef und Gertrud Leu-Morgenthaler*, Hohenrain: Lukas.

Familie *Daniel und Marta Rhonheimer-Brügger*, Benglen: Elisabeth Hildegard.

Familie *Dominik und Elisabeth Huber*, 60 Parkman Street, Brookline Mass.: Linda Sarah.

## Buchbesprechungen

Norbert Höslinger/Theodor Maß-Ewerd (Herausgeber): *Mit sanfter Zähigkeit. Pius Parsch und die biblisch-liturgische Erneuerung*. Oesterreichisches Katholisches Bibelwerk Klosterneuburg 1979. 336 Seiten.

Neun Autoren haben Beiträge zu diesem Buch geliefert, für die Synthese waren die Herausgeber besorgt. Pius Parsch (1884—1954), Chorherr der Abtei Klosterneuburg bei Wien, darf nicht vergessen werden. Er war ein Pionier der «Liturgischen Bewegung», wie man sie nannte, die in der Liturgie-Konstitution des Zweiten Vaticanums von 1963 ihre Erfüllung fand. Es wäre — und das zeigt diese schöne Monographie deutlich — ganz falsch, in Parsch nur einen Reformator der Rubriken zu sehen, obwohl er einer der ersten war, die nach der Erneuerung der Osternacht riefen. Aber gerade das war ihm ein theologisches, religiöses Anliegen. In der von ihm 1926 gegründeten Zeitschrift «Bibel und Liturgie» hat er seine Hauptanliegen immer wieder vorgebracht: die aktive Teilnahme des Volkes an der Liturgie, die sinnvolle Gestaltung der gottesdienstlichen Feier, eine auf Bibel und Liturgie aufbauende Frömmigkeit und das Vertrautwerden der Laien mit der Heiligen Schrift. Es ist das gleiche Anliegen wie das des belgischen Benediktiners Lambert Beaudoin: «Il faudrait démocratiser la liturgie» — man müßte die Liturgie zu einer Angelegenheit des ganzen Volkes machen. Aufschlußreich ist das Kapitel über die auf Mißverständnissen beruhenden allergische Reaktion Parschs auf die Liturgie-En-

zyklika «Mediator Dei» (1947). Aus andern Kapiteln fällt Licht zum Verständnis der heutigen Situation. Das Buch ist ein aufschlußreicher Beitrag zur Geschichte der Frömmigkeit und Liturgie in der vorkonziliären Zeit. Kardinal König schreibt im Nachwort: «Möge das Buch im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils dazu beitragen, das christliche Leben unter den Gläubigen mehr und mehr zu vertiefen.»

P. Rupert Amschwand

Alphons Hämmerle: *Wort geworfen in die Zeit*. Fislisbach 1980.

Der Verfasser der 22 zum Denken und Nachdenken geschaffenen Gedichte schreibt am 3. Dezember 1980:

«Wort geworfen in die Zeit» — die flüchtige, auf daß es darin leuchte, ein Zeichen sei, Richtung weise in die Zukunft. In Hugo von Hofmannsthals «Jedermann», auf den sich eines meiner Gedichte bezieht, wird deutlich, woher der Ruf an den Menschen ergeht.

Die 22 in der Sammlung «Wort geworfen in die Zeit» vereinigten Gedichte entstanden in den verflossenen 5 Jahren. Sie erheben den Anspruch ausgereifter Form. Neben freien, reimlosen Versgebilden stehen Gedichte, die der alten Manier verpflichtet sind. Dieser Gegensatz ist nicht zufällig — er ergibt sich vom formbestimmenden Inhalt der Gedichte her.

Wie in «Brot, nicht Steine», dem Bande, den ich 1974 im Verlag J. G. Blätschke, Darmstadt, veröffentlicht habe, zieht auch durch diese Sammlung das immer wieder neu erlebte, beziehungsreiche



Thema der Jahreszeiten. Natur in ihrem Werden und Vergehen, Natur in ihrer Strenge und Lieblichkeit, die transparent wird auf erahnte Transzendenz. Sie ist und bleibt für mich ein Quellgrund des Poetischen.

Poesie? Das den Zyklus einleitende Gedicht versucht, ihrem Wesen näher zu kommen, und die das Buch abschließenden Verse über Venedig, die Stadt, die ihre Form über ein Jahrtausend schon gegen das auflösende Element Wasser behaupten konnte, preisen die Kraft des schöpferischen Geistes, des von Apollo begnadeten Auges.

Rapperswil, meiner Vaterstadt, gedenke ich im gleichnamigen Gedicht, das, zu ihrem 750jährigen Bestehen verfaßt, am Tage ihrer Feier in den «Linth- und Rapperswiler Nachrichten» erschien. Auch dieses Gedicht weist auf die immer wieder neu zu erringende Freiheit hin, die in der letzten Strophe im Bilde der Säule mit dem Adler Polens beschworen wird.

Reinhold Schneider: *Lektüre in Minuten. Gedanken aus seinen Büchern und Briefen*. Auswahl und Nachwort von Pirmin Meier. Insel Verlag, Frankfurt am Main 1980, 209 Seiten.

Reinhold Schneider ist noch nicht vergessen, ja er wird seit einiger Zeit wieder mehr gelesen und geschätzt. Das hängt z. T. mit einem größeren Interesse für die Themen «Friede» und «Friedensforschung» zusammen. Der Insel- und Suhrkamp Verlag hat mit der Neu-Edition der Werke Reinhold Schneiders begonnen. Ebenfalls im Insel-Verlag gibt unser Ehemaliger Pirmin Meier, ein Kenner und Verehrer Reinhold Schneiders, ein Brevier aus Werken und Brie-

fen des Dichters heraus. In thematischer Anordnung stellt der Herausgeber Zitate des Dichters zusammen. Es ist ein Buch, das zum Verweilen und Nachdenken anregt; denn Reinhold Schneider ist in einem guten Sinne Mahner und Moralist. Pirmin Meier fügt dem Florilegium aus Reinhold Schneiders Werken eine ausgewogene Würdigung des Dichters und eine Zeittafel an. P. Leo Ettlin

Alfons Kemmer: *Gleichnisse Jesu*. Wie man sie lesen und verstehen soll. Herderbücherei 875. 128 Seiten. Herder 1981.

In Heft 2/1976 der «Kollegi-Chronik» findet sich eine Anzeige von Herderbücherei 562, wo P. Alfons Kemmer eine Einführung ins Neue Testament für Laien bietet. Im vorliegenden Bändchen will er einen weiteren Leserkreis — nicht die Fachgelehrten — mit den Erkenntnissen der heutigen Exegese auf dem Gebiet der Gleichnisforschung bekannt machen. Keine Angst vor der modernen Bibelkritik! Die besprochenen 41 Gleichnisse finden sich bei den Synoptikern Matthäus, Markus und Lukas. Bei Johannes gibt es keine Gleichnisse, sondern nur Bildreden. Dagegen zitiert der Verfasser gelegentlich Gleichnisse aus dem sogenannten Thomas-Evangelium, das in koptischer Sprache erhalten ist und 1945/46 in Ägypten aus dem Wüstensand ausgegraben wurde.

Der Autor bietet nicht Skizzen zu Predigten über die Gleichnisse, obwohl die Ausführungen über die einzelnen Gleichnisse eine gute Voraussetzung für das Studium einer Predigt darstellen. Der Benützer des Büchleins soll die Gleichnisse «lesen und verstehen» lernen. Der Verfasser erklärt zuerst, was

ein Gleichnis ist und warum Jesus seine Heilsbotschaft so gerne in Gleichnisform kleidete und ohne Gleichnisse überhaupt nicht redete. Dann geht er auf die einzelnen Gleichnisse ein. Er teilt sie in zehn Gruppen ein. Als ich das Büchlein zu lesen begann, las ich zuerst das, was der Verfasser über mein

liebstes Gleichnis schreibt, über das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Er meint mit Recht, man sollte ihm statt des üblichen Titels richtiger die Aufschrift «Gleichnis vom liebenden Vater» geben. Auf alle Fälle: Ein nützliches Büchlein. P. Rupert Amschwand

---

Redaktion: Dr. P. Rupert Amschwand. Telefon des Kollegiums 041 - 66 10 22

Druck und Versand: Ehrli Druck AG, Dorfplatz 3, 6060 Sarnen

Expeditionsgeschäfte: Dr. P. Ludwig Knüsel, Subprior, Kollegium, 6060 Sarnen

Die Kollegi-Chronik erscheint viermal im Jahr

Bezugspreis: Fr. 10.-, Postcheck 60-6875, Kollegi-Chronik, Sarnen. Ausland Fr. 12.-



Für Ihren Bedarf an QUALITÄTSWEINEN empfiehlt sich

**AUGUST  
BRUN**   
**WEINKELLEREI**

Hirschengraben 53  
6003 Luzern  
Telefon 22 09 30

Zum guten, immer  
frischen Kaffee  
heißt die Adresse

*Rey-Halter*

Sarnen  
Confiserie – Tea-Room  
Gepflegte Räume  
Gute Bedienung

**Wissen  
ist  
Macht**

Bücher aus allen Wissens-  
gebieten finden Sie in der

**Buchhandlung Pfammatter,  
Poststraße 8,  
6060 Sarnen  
Telefon (041) 66 11 88**